

Versöhnung

„Geht, zeigt euch den Priestern!“ (Lk 17,14)*

Paul Imhof, München

Über Sinn und Bedeutung des sogenannten Amtspriestertums gibt es viele Diskussionen. Was soll Amt überhaupt? Das Amt eröffnet jenseits aller möglichen Verstrickungen in schlechte intersubjektive Nähe (durch spezifische Freundschaftsformen, unfreies Mitleid, privates Zu-Rate-gezogen-Werden, psychologische Verknötungen durch Sympathie und Antipathie usw.) Atemräume neuer, objektiver Zugänglichkeit für Mitmenschen im Sinne freien, d. h. hier objektiven Sehen-, Verstehen- und Helfenkönnens. Insofern ist das Amt als Institution gleichsam das entbindende Forum einer nicht einseitig abstrakt lebberen „Öffentlichkeit“, sondern der besonderen Universalität dessen, der zu diesem Amt berufen ist und es alltäglich verantwortet. Nicht heidnisches Kultpriestertum, nicht priesterliche Gestalten wie in Märchen und Mythen, sondern ein neutestamentliches Priestertum ist damit gemeint. Und dies ist christologisch begründet: „Christus liebt uns und hat uns durch sein Blut befreit von unseren Sünden; er hat uns die Würde von Königen gegeben und uns zu Priestern gemacht für den Dienst vor seinem Gott und Vater.“ (Offb 1,5f) Nicht eine kultische Heiligkeit und Reinheit, die – wenn einmal zerstört – für immer verloren ist, sondern eine Heiligkeit kommt den Priestern zu, die von Fall zu Fall durch den Prozeß der Vergebung von Sünde und Schuld je neu aufgrund des Heilswirkens Jesu geschenkt wird. Ereignis von Gnade. Durch den Geist Jesu, den Geist der Versöhnung, wird der Priester geweiht.

Kirchliche Amtlichkeit verdankt sich dem Stiftungswillen Jesu Christi. Von ihm her muß sie letztlich herkunftig sein und zumindest prinzipiell seinen Geist repräsentieren. Und sein Geist ist der Geist der Versöhnung. Hier liegen die theologischen Wurzeln des Amtes: im Dienst der Versöhnung. Durch Christus wurde sie Wirklichkeit. An seiner Statt bittet der Priester: „Laßt euch mit Gott versöhnen!“ (2 Kor 5,20) Dieser Dienst an den Mitmenschen soll ausgewortet werden, ins Zeichen kommen. Bei dem heiligen Apostel Paulus lesen wir zum Ursprung des geistlichen Amtes den entscheidenden Text: „Aber das alles kommt von

* Vorabdruck aus: *Das Priestertum in der Einen Kirche. Regensburger Ökumenisches Symposium 1985* (KOINONIA, Bd. 4), hrsg. von Albert Rauch u. Paul Imhof, Aschaffenburg 1987.

Gott, der uns durch Christus mit sich versöhnt und uns den Dienst der Versöhnung aufgetragen hat. Ja, Gott war es, der in Christus die Welt mit sich versöhnt hat, indem er den Menschen ihre Verfehlungen nicht anrechnete und uns das Wort von der Versöhnung zur Verkündigung anvertraute. Wir sind also Gesandte an Christi Statt, und Gott ist es, der durch uns mahnt. Wir bitten an Christi Statt: Laßt euch mit Gott versöhnen! Er hat den, der keine Sünde kannte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm Gerechtigkeit Gottes würden.“ (2 Kor 5, 18–21)

Maßgebend für die Ausgestaltung des Dienstes und Amtes des Priesters ist immer wieder die Weise des Umgangs Jesu Christi mit den Menschen. Von ihm her werden die Aufgaben deutlich. Denn er ist die einende und sendende Mitte, er heilt, versöhnt und vergibt; ist er doch das Heil selbst, die Versöhnung, die sich zuweilen durch das Wunder einer Heilung somatisch ausweist. Wie sich in der alttestamentlichen Priestergemeinde sein Erlösungswerk, das neutestamentlich, frühkirchlich und kirchengeschichtlich fortgeführt wird, auswirkt, zeigt folgendes Gleichnis, das uns der Evangelist Lukas überliefert hat:

Jesus und die zehn Aussätzigen

Auf dem Weg nach Jerusalem zog Jesus durch das Grenzgebiet von Samarien und Galiläa. Als er in ein Dorf hineingehen wollte, kamen ihm zehn Aussätzige entgegen. Sie blieben in der Ferne stehen und riefen: Jesus, Meister, hab Erbarmen mit uns! Als er sie sah, sagte er zu ihnen: Geht, zeigt euch den Priestern! Und während sie zu den Priestern gingen, wurden sie rein. Einer von ihnen aber kehrte um, als er sah, daß er geheilt war; und er lobte Gott mit lauter Stimme. Er warf sich vor den Füßen Jesu zu Boden und dankte ihm. Dieser Mann war aus Samarien. Da sagte Jesus: Es sind doch alle zehn rein geworden. Wo sind die übrigen neun? Ist denn keiner umgekehrt, um Gott zu ehren, außer diesem Fremden? Und er sagte zu ihm: Steh auf und geh! Dein Glaube hat dir geholfen. (Lk 17, 11–19)

Aus dem unermeßlichen Reichtum, den das Evangelium birgt und uns schenkt, kann hier und jetzt nur ein Bruchstück zur Sprache kommen. Unser Evangelium

- deutet uns den Ort des priesterlichen Amtes,
- eröffnet uns die abgründige Tiefe des Heilswirkens Jesu Christi,
- vergegenwärtigt uns zwei Weisen unserer Antwort auf die Barmherzigkeit des heilenden und erlösenden Gottes.

Die zwei Weisen sind *einmal* das fraglose Sich-Befinden und Weitergehen in der geschenkten Gesundheit; ein Glücklichein, das nicht mehr über sich hinausschauen will, das sich einhaust in undankbarer Behag-

lichkeit; dem es genügt, den Vorstellungen, die es von sich selbst hat und andere von ihm haben, konform zu sein – und *zum andern* das Durchsichtigwerden des Heilseins im Dank auf die heilende Liebe hin. Nur wer im Glauben dankend zu Gott, dem Ursprung von Leben und Heil, zurückkehrt, lebt die ganze Wahrheit seines *neuen* Lebens. Er gibt Zeugnis davon, daß das neue Leben der *Mensch* selbst ist, wie er leibt und lebt kraft des ihm übereigneten, menschengewordenen Heils – und er zeigt zugleich, daß sein Heilsein *Gabe* ist, die ihren Ursprung, den sich restlos verschenkenden Gott, nicht verleugnet, sondern in Fleisch und Blut sichtbar macht.

Über all das vermögen wir immer nur in einer zerbrochenen Sprache zu sprechen. Aber durch die Selbstmit-*teilung* des göttlichen Lebens hat unser zerteiltes Sagen und Versagen einen tieferen Sinn empfangen: Auch im Fragment des zerbrochenen Ganzen kann der Geist anwesend und wirksam sein, kann jener Geist atmen, der lebendig macht, eint und aufbaut.

Im Vertrauen darauf schauen wir auf den *Grenzgänger* Jesus von Nazareth, der im Grenzgebiet von Samaria und Galiläa wandert. *Sein* Wandern in solchen Grenzbereichen geschieht *immer*, auch auf unserem Lebensweg, zwischen unseren verschiedenen Existenzorten, Lebensgeschichten, sozialen, politischen, kulturellen und konfessionellen Positionen.

Wie sieht Jesu Grenzgängerexistenz aus?

Als Galiläer lebte er, getrennt von und gemischt mit den umwohnenden Heiden, Griechen und Samaritern. Er gehört zu ihnen – und doch nicht zu ihnen. Er war also für seine Mitwelt überaus verdächtig; auch für rechtgläubige Juden, die den Galiläern und Samaritern nicht trauten. Er war, lebensgeschichtlich betrachtet, aufgewachsen und gereift *außerhalb* der (in ihren eigenen Augen) „ganz sicher“ Gesetzestreuen und „ganz sicher“ Reinen und Gerechten von Juda. Mitten und zwischen Ungläubigen und Gerechten lebte und wanderte er, als einziger Gerechter, für alle und mit allen im Ausleiden der trennenden Grenzen aller gegen alle. Er war ein Mensch *zwischen* allen Orten an seinem *bestimmten* menschlichen Ort, der freilich sogleich Ärgernis erregte, weil man von allen Seiten her die gewünschte Konformität vermißte.

Wer möchte, wie er, zwischen allen Stühlen leben, um so allen alles sein zu können? Zieht ein sogenannter „vernünftiger“ Mensch es nicht vor, anders zu leben? Heißt in unserem Verständnis „vernünftig leben“ nicht: Am besten man bleibt in seiner eigenen geschlossenen Welt für

sich! Was geht mich der andere jenseits der Grenze meines Ich an? Warum einem Fremden, der nicht „ich“ ist, im eigenen Daseinskreis Raum, Ortschaft des Miteinander gewähren?

So sichern wir unsere Position in ständiger Selbstverteidigung, indem wir unsere eigene, auf den Eigensinn unserer Wünsche und Begierden zurechtgeschnittene Denkwelt, Sprachwelt und Lebenswelt aufbauen. Wir fühlen uns nur allzu wohl unter dem Dach der eigenen *Meinung*, die als endgültig angesehen wird. Jeder steckt dann im Loch seines „Standpunktes“ (einem Ort mit dem Radius Null!), auf den hin und von dem her er alle Erfahrungen interpretiert. Viele erklären sich selbst für gut, wahrhaftig, vermögend, wissend – und jagen bloß ihrem Ich-Ideal nach, das für sie die ganze Wirklichkeit bedeutet.

Der andere ist dann für mich nur das, was ich *nicht* bin, mein Nicht-ich, ausgeschlossen von dem, was ich innerhalb der eigenen Grenzen als das Kapital meines Lebens einschließe. Der andere ist kein Du, sondern der „Böse“, der „Gottlose“, der „Unreine“, der „Aussätzige“, der Sündenbock als Inbegriff der mich von allen Seiten umtobenden „schlechten Welt“, mit der ich, der „Gerechte“, nichts zu tun habe. Die Grenze zwischen meiner „weißen Weste“ und der zum Himmel schreienden Bosheit der anderen ist klar und eindeutig gezogen. Der Maßstab dafür ist vorab das gewußte, eingehaltene religiöse Gesetz. Wie genau wissen wir doch in diesem Licht zwischen „Gut und Böse“ zu unterscheiden, das Diesseits und Jenseits der Grenze zu durchschauen!

Diese Grenze trennt uns in unendliche *Fernen* voneinander und leimt uns dennoch im Haß, durch Verdächtigungen, gegenseitige Vorwürfe und Anklagen in erdrückender *Nähe* zusammen. Diese *schlechte* Nähe und Ferne zu sich und zum anderen zeigt jeden für sich vereinsamt und selbstisch erstarrt. Wir brauchen uns darüber nichts vorzumachen. Getrennt vom anderen drängt sich zugleich jeder um jeden, sei es im „sozialen Clinch“ eines oft unredlichen Konkurrenzkampfes, im ausbeutenden Für-sich-haben-wollen des Partners oder im Versuch des Sich-verlierens in ein bewußtloses, rauschhaftes Miteinander-verschmelzen. Der Individualist will durch die Vermassung und der Massenmensch durch das Privatisieren sich selbst erlösen.

Aber, mitten in diesem Elend erscheint von Gott her aus der Verborgenheit eine andere, nie erreichbare, weil geschenkte Form von Menschsein, nämlich die wahre, lebendige, befreiende Einheit von Ferne und Nähe der Liebe. Jesus Christus begegnet: als der Ganz-Andere, der Herr, und zugleich als der Nicht-Andere, unser Bruder. In seiner menschlichen Begrenztheit nimmt er das Gesetz der Gebundenheit an einen bestimmten Ort neben vielen anderen Orten auf sich. Er ist Jude

und zugleich der Grenzgänger zwischen den Orten. Vereinzelt, einer unter vielen, und doch in allen und für alle gegenwärtig: der Getrennte und *so* der Versöhnende und Heilende, der Ferne und ganz Nahe.

Die konkrete Situation unseres Evangeliums

Wir wollen jetzt die konkrete Situation unseres Evangeliums betrachten, in der sich das, was wir eben bedacht haben, im Verhältnis Jesu zu den Aussätzigen und zwischen den Priestern und ihrer Gemeinde als ein Geschehen darstellt.

Die von der priesterlichen Gemeinde getrennten Aussätzigen sind Fremde, *Ferne*, weit weggerückt vom Verein der Gerechten. Aber, als Verurteilte werden sie zugleich an jene in schlechter *Nähe* gebunden, von denen sie abgesondert sind. Sie kommen auf Jesus zu, der da ist. Sie nähern sich ihm, weil er es als Grenzgänger der Liebe ihnen ermöglicht. Sie bleiben in der Ferne stehen und rufen: Hab Erbarmen mit uns! – Eines Tages hat sie aus der Ferne ein Ruf, eine Botschaft, erreicht. Sie hören, daß Jesus da ist. Und kraft dieses Hörens lösen sie sich aus ihrem Ort, ihrer schlechten Nähe und Ferne. Sie übersteigen jene Grenze, die sie von den anderen, den Reinen, trennt und mit diesen trotzdem verklammert.

Blicken wir an diesem Punkt auf die Situation, in der sich die zehn Aussätzigen befanden, bevor sie zu Jesus kamen:

Beide, die Aussätzigen und die alttestamentliche Priestergemeinde, sind an das Gesetz gebunden, das die besondere Art ihrer gegenseitigen Nähe zueinander und Ferne voneinander prägt. Die *Gemeinde*, die dem Gesetz entspricht, muß dieses um ihrer selbst willen vollziehen. Tut sie das nicht, so wird sie als ganze unrein, aussätzig. Sie muß die „anderen“ absondern, um vor dem Gesetz, das die Glieder der Gemeinde eint, bestehen, Gemeinschaft vor Gottes Angesicht sein zu können. Aber auch die *Aussätzigen* unterstehen dem Gesetz. Nur dadurch, daß sie noch in sein Machtfeld gehören, können sie als Unreine ihr Leben fristen, als die Fernen zur Gemeinde überhaupt existieren – und insofern einen letzten Rest von Nähe zu den Reinen bewahren. Wollten sie von sich her Nähe und Gemeinde stiften, so würden sie gesteinigt.

Wir erkennen in diesem Verhalten und in der ihm zugrunde liegenden Struktur die schlechte Nähe und Ferne, durch die sowohl die Gemeinde als auch die Aussätzigen miteinander verbunden und voneinander geschieden sind. Dieses Gesetz normiert ihre Beziehung. Und noch etwas wird deutlich: Das Gesetz ordnet an, daß die Vertreter der Gemeinde *vor* die Höhlen der Aussätzigen Nahrung und Gaben legen – während

die Unreinen, von Scham gelähmt, in der Nacht ihrer Löcher hocken. In dem Augenblick, da ihnen gegeben wird, sind sie selbst, die Empfänger, *abwesend*. Erst wenn die Reinen sich wieder entfernt haben, nehmen die Aussätzigen das, was ihnen gegeben wurde – die Schenkenden sind *abwesend*.

Zwischen beiden geschieht nicht das Aug in Aug menschlicher Nähe, aber auch nicht die rechte Ferne, in der einer den anderen in seiner unverfügbaren Einmaligkeit achtet und bejaht. Hier ist der Gebende nicht in der Gabe gegenwärtig. Er geht als Sich-mitteilender nicht durch seine Gabe in den Empfangenden ein, tritt nicht auf die andere Seite. Und der Unreine empfängt eine vom Gebenden schon abgetrennte Gabe. Er nimmt ein Ding, eine materielle Hilfe, in der ihm kein Menschenantlitz unmittelbar begegnet, in der die Sprache der *gegenwärtigen* Liebe verstummt ist. So bleibt er als Empfangender mit sich allein, dem Gebenden fern. In der Finsternis seiner Höhle ißt er seine Nahrung, das Zeichen einer *leeren* Nähe der anderen zu ihm.

Beide, der so Gebende und der so Empfangende, sind ohnmächtig, isoliert; ohne Aussicht, den rechten Abstand und die rechte Einheit miteinander leben zu können. Sie sind Gefangene des Gesetzes, an das sie glauben. Innerhalb *dieses* Gesetzes gibt es für beide keine Lösung und Erlösung von ihrer Not.

Immer müssen die Aussätzigen sagen: „Wir können ohne die anderen, die Reinen, nicht leben; aber wenn wir zu ihnen hingehen, werden sie uns töten.“ Würden sich die Unreinen von der Gemeinde ganz entfernen, so müßten sie sterben – und wenn sie ihr zu nahe kommen, ebenso.

Immer müssen die Priester sagen: „Wenn die Aussätzigen kommen, dann ist es um die Reinheit des Gesetzes, um uns und die *gesunde* Gemeinde geschehen; wir müßten die anderen töten.“ Gemeinsames Fest, gemeinsames Mahl, gemeinsamer Gottesdienst sind nicht möglich.

Somit herrscht über und in beiden, Aussätzigen und Reinen, das Gesetz, das in jedem so spricht: „Eigentlich kann ich ohne den (oder die) anderen, die ich ‚hasse‘, nicht leben, aber töten kann ich sie auch nicht, weil mir sonst etwas fehlt.“ Diesem Gesetz sind wir alle mehr oder weniger unterworfen, und wir machen es nicht selten zum Maßstab unseres Verhaltens, da es, in einem gewissen Sinne, immer noch „besser“ ist als ein ganz und gar liebloser Egoismus.

Der neue Anfang aus der Nähe und Ferne der Liebe in uns

Wie kann die Lösung, die Erlösung für jene zum Durchbruch kommen, die, unter dem Gesetz, vor den Aussätzigen Angst haben *müssen*, und

für jene, die, durch das Gesetz ausgeschlossen, wegen ihrer Unreinheit nicht in die Gemeinde zurückkehren können? Wodurch und wie kann das alte Gesetz überwunden werden?

Nur wenn ein wirklich neuer Anfang beide unterscheidet und zusammenführt! Die einzige Lösung der Not und Verzweiflung *beider* ist die Ferne der Liebe zur Sünde und die Nähe der Liebe zum Sünder, dessen ganzen Aussatz sie auf sich nimmt. Diese Liebe spricht alltäglich zu uns, unaufhörlich – und in einem besonderen Sinne in der Heiligen Schrift.

Vor dieser Liebe, die mitten unter uns nahe ist, bleiben die Aussätzigen *in der Ferne* stehen. Auf der anderen Seite steht für sie der Meister, ein Reiner. Die Grenze bleibt, sie ist nicht überschreitbar; das Gesetz *hat recht*. Nur der aus Luft geformte Schrei dringt als Ruf hinüber – und in ihm ihr unsagbares Elend: „Jesus, Meister, hab Erbarmen mit uns!“ Die so schreien, haben nichts an *Vorleistung* aufzuzeigen, das die andere Seite dazu bewegen könnte, ihnen zu helfen. Sie sprechen nicht über ihr Elend. Ihre Sprache ist ihre Not, ihr entstellter, verfaulender Leib, dem sich der Schrei entringt. Sie wagen sich *selbst* in diesen Schrei der Bitte hinein, den sie der Gemeinde gegenüber *mit Recht* nicht verlauten lassen. Sie sind für die anderen wirklich und sichtbar als Unreine gezeichnet; das Gesetz *hat recht*.

Aber, der Schrei ihrer Bitte spricht nicht durch die Gesetzessprache, in ihm bekundet sich Vertrauen. Die Bitte nimmt das eigene Leben nicht als Verhängnis hin, sondern ruft aus der Hoffnung. In dieser nimmt sich der Mensch im Wagemut seiner *Freiheit* ernst und vertraut darauf, einen anderen zur freiwilligen Erhörung und Antwort bewegen zu können.

Und weil sich die Bitte aus ihrem abgründigen, ja „grund-losen“ Leiden demjenigen entgegenstreckt, dem sie glaubt, auf dessen Zuwendung und Tat sie alles setzt, so erwartet sie letztlich auch eine „grundlose“ Hilfe, d. h. Liebe, Erbarmen, das *nicht* zählt, *nicht* mißt; Liebe, die ohne Gegenrechnung, *umsonst* (*gratis!*) gibt und immer schon gegeben hat – und dies unermesslich.

Die Aussätzigen können in der Ferne zu Jesus nur kraft der Gegenwart und Nähe der barmherzigen Liebe schreien, von sich her nicht. Das *bloße* Gesetz ihres Lebens, durch das sie als die fixierten anderen angegelt sind, erstickt in ihnen die Bitte. Daß sie in der Ferne stehenbleiben, dies erweist den abgründigen Abstand zwischen der Schuld des Menschen und der Unschuld der Liebe; zugleich aber ist dieser Abstand ganz anders als die Ferne der Aussätzigen zu „ihrer“ Gemeinde. Denn die Ferne der Liebe ist der eröffnete, vom Atem des Lebens erfüllte Zwischen-Raum, der sich immer dort auftut, wo in unserem Dasein ein neuer Anfang durchbricht, der *mehr* ist als die bloße nach vorne hin ver-

längerte Linie unserer Vergangenheit. Ein Anfang durch erlösende Distanz, befreiende Ferne, der gerade so in unsagbarer Einheit, Solidarität und Nähe mit denen lebt, die er erlöst.

Sendung in die Rückkehr zur Gemeinde

So stehen sie einander gegenüber und sind miteinander da: die wahrhafte Ferne und Nähe von Liebe und Sünde einerseits und die schlechte Nähe und Ferne von Reinheit und Aussatz andererseits. „Als er sie sah, sagte er zu ihnen: ‚Geht hin und zeigt euch den Priestern.‘“

Was bedeutet die Sendung dieses Hingehens?

Die Aussätzigen werden gerade dorthin geschickt, wo ihrer das Urteil, das Gericht harrt. Sie gehen, vom Gesetz her gesehen, ihrer Steinigung entgegen; sie bewegen sich auf ihren Tod zu. Aber auf diesem Weg zum Gericht, *unterwegs*, empfangen sie das Heil, geschieht an ihnen leibhaftige Barmherzigkeit, ist ihr Schrei erhört – nicht gegen das urteilende Amt und die von ihm verwaltete Gemeinde, sondern dadurch, daß sie sich ihnen unterwerfen.

Entscheidend jedoch ist, *wie* sie sich unterwerfen: Sie gehorchen dem Wort der Barmherzigkeit, die sie *sendet*. Kraft dieser Sendung sind sie imstande, sich dorthin zu wenden, wo auf sie immer schon das *Nein* gewartet hat. Jetzt ist im Hingehen das Nein der anderen für sie auf die Liebe hin transparent geworden. Die Barmherzigkeit „trägt“ sie gleichsam vom Rücken her und von vorne, die Ferne der anderen ist für sie verwandelt. Und dies geschieht von Jesus Christus her.

Sendung heißt nicht: jemanden mit einer Information zu einem Adressaten wegschicken! Sendung ist Auftrag in der Kraft und in der Gegenwart dessen, der aussendet, dem Boten das Wort übereignet. Der Sendende ist nahe, auch wenn der von ihm Ausgeschickte, Getrennte in die Ferne geht.

So geht die Barmherzigkeit, die sie empfangen haben, *mit ihnen*. Sie läßt sich mit ihnen richten, sie liefert sich freiwillig aus, geht mit ihnen dem Tod entgegen.

Nur aus der Nähe der ihnen geschenkten Liebe können sie den Schritt nach vorne wagen, in die sie ausschließende Mitte der anderen hinein. Sie sind nicht mehr schlechthin der trennenden, scheidenden, unterscheidenden Macht von „Rein und Unrein“, „Gut und Böse“ unterworfen. Denn sie gehorchen der Sendung, dem Logos der Liebe.

Daß sie hingehen und sich den Priestern zeigen, enthüllt ihren Gehorsam dem Gesetz gegenüber, das die Liebe nicht abschafft, sondern erfüllt. Aber ihr Gehorsam ist mehr als Gesetzestreue; *so* würden sie blei-

ben, was sie gewesen sind, die Unreinen. Ihr Gehorsam ist schon, kraft der Sendung durch die Barmherzigkeit, im Liebesgehorsam Jesu dem Vater gegenüber, der ewigen Liebe, die sein läßt, verwandelt.

Indem sie hingehen, wird, obgleich im Unterwegs noch verborgen, später jedoch durch den, der dankend zurückkehrt, das Geheimnis der sie heilenden Barmherzigkeit Jesu auf den Vater hin durchsichtig, der ihn, den Sohn, sendet.

Alle wurden rein, einer dankt

„Alle wurden *rein*, einer *dankt*.“ Darin wird der Unterschied zwischen Heil und Reinheit offenbar. Eine Reinheit ist sichtbar, die wiederum, obwohl irgendwie überraschend unerwartet („das können doch nicht die Aussätzigen sein!“), den Vorstellungen des *Gesetzes* entspricht und darin aufgeht. Das Gesetz ist „erfüllt“: „Jetzt stimmt es endlich; sie sind so, wie sie sein sollen.“ Ein Glück deutet sich an, das sich in seiner eigenen Stimmigkeit und wohlgefälligen, anerkannten Übereinstimmung mit den anderen abschließt. Wir kennen davon in unserem Leben viele Spielformen: das stumpf-verspießte Wohlbefinden; das „religiöse“ Versicherungswesen; die Weisen der widerstandslosen Angepaßtheit; eine Art von moralischer Fitness und selbstgenügsamer Rechtgläubigkeit.

Alle werden rein, alle 10. *Einer* kommt zurück, d. h. die „1“, die ins Äußerste der Verfallenheit der „10“ gegangen ist, ins Gericht, offenbart sich aus dem Tausch des Mitgehens heraus jetzt als die Unschuld von der anderen Seite her in der Gestalt des Dankes, in der die Sendung Jesu, sein Tod und seine Auferstehung gefeiert wird, als das Geheimnis, in dem uns offenbart ist, was der Gehorsam bis zum Kreuz als der Gerichtstätte über die Sünde ist: Durchbruch der Herrlichkeit der Liebe.

„10“ werden rein, neun blieben auf der anderen Seite, in der „3x3“, in der sich mit sich selbst vermehrenden Zahl des Leidens (3), das seiner Erlösung harrt, das Leiden der „glücklich Gesunden.“ Sie bleiben im „Gimel“ (3) der *dialektischen* Synthese von Einheit und Unterschiedenheit. Sie ringen weiter um die „Verbindung der Verbindung und Nichtverbindung“, wie Hegel die Liebe begrifflich ausspricht. Ihrer Liebe fehlt der Dank.

Einer kehrt zurück, glücklich, gesund und offenbart den tieferen Grund dessen, was geschieht, worum es geht: die Erlösung vom Gesetz der Sünde, die Befreiung aus der verzweifelt selbstgerechten Scheidung von Rein und Unrein, Unschuld und Schuld. Dieser eine zeigt in seiner Rückkehr, was Gemeinde als Liebesgemeinschaft und was das leitende, integrierende, richtende Amt durch Gottes Barmherzigkeit sind und sein

können: Danksagung, Eucharistie. Sie ist der Bereich, in dem die Sakramente und Dienste der Gemeinde, die von Jesus herkommen, ihren ursprünglichen Ort besitzen. Bei aller Differenz des alttestamentlichen (vgl. Lk 17, 14) zum neutestamentlichen Priestertum gibt es dennoch eine Identität zwischen alt- und neutestamentlichem Priestertum, insoweit Jesus Christus, in dem jegliches Priestertum erfüllt und überboten ist (vgl. Hebr.), im allgemeinen und im besonderen Sinn daran Anteil gewährt. So kann die Geschichte des geheilten Aussätzigen mit der Gemeinde der Gläubigen für ein Geschehen in der christlichen Gemeinde typisch sein. Der Geheilte verkündet im Dank der Rückkehr die Überwindung der Zerspaltenheit von Gesetz (Reinheit) und Aussatz (Unreinheit), denn seine Reinheit ist Zeichen des ihm durch Jesus Christus vermittelten Heil-*seins*.

Dadurch „entspricht“ er nicht bloß dem Gesetz „äußerlich“, sondern in ihm als dem Dankenden, der im Gehorsam empfangen hat, ohne die Gabe in sich ein- und abzuschließen, sich konform zu machen, in ihm ist das Gesetz über alle Maßen hinaus erfüllt. Er ist leibhaftig durch Gottes Barmherzigkeit der Mensch, wie er sein soll. So ist er recht, bejaht, von Gott geliebt; er ist gerechtfertigt, nicht durch das, was er *hat*, sondern in dem, *wer* und *was* er *ist* durch Gottes Gnade. Und er selbst bejaht sich *so*. Er hat es aufgegeben, sich selbst rein zu waschen, sich selbst „recht“ zu machen.

Daher ist in ihm der Buchstabe des Gesetzes tot und das ganze Gesetz in der Liebe erfüllt. Weil er vom Gesetz her schuldig ist, nimmt er in dessen Vollendung seine Schuld in geheimer, befreiter, erlöster Freiheit auf sich. Er verantwortet sie in der je größeren Liebe, die ihm *geschenkt* ist. Da er dies tut, vollbringt er den Tausch von „Rein und Unrein“, bricht er durch zur wahrhaften Nähe von Gerechtigkeit und Sünde in der Solidarität mit allen Gliedern der Gemeinde, und dadurch eröffnet er das Gericht der endgültigen Unterscheidung beider: die Ferne von Liebe und Sünde.

Die Sendung zu den Priestern und ihrer Gemeinde wird in ihm, dem Dankenden, erfüllt. Er ist in die Freiheit des Christseins entlassen: „Steh auf und geh! Dein Glaube hat dir geholfen.“

Das neue Leben der Gemeinde mitten in der Ohnmacht des Gesetzes

Im Danken bekundet der Zurückkehrende das neue Leben der Gemeinde, in der doch, in einem gewissen Sinn, das alte Gesetz des gegenseitigen Ein- und Ausschließens weiterdauert. Er lebt das neue Gesetz der Liebe, in der die Gemeinde gründet. Sie ist Stiftung der Barmherzig-

keit der göttlichen Liebe, die im Unterwegs der Unreinen zum Ort der Gemeinde erfahren wird. Im Zentrum dieser Gemeinde stirbt und aufersteht Jesus Christus, unser Herr: „*Deinen* Tod, o Herr, verkünden *wir* und *Deine* Auferstehung preisen *wir*, bis Du kommst in Herrlichkeit“ und das Gesetz unserer Ohnmacht ewig in Deiner Liebe aufgehoben ist, Du alles in allem bist.

Schauen wir noch einmal auf die Gemeinde, die sich verschließt und aus der niemand zurückkehrt, um für die Barmherzigkeit Gottes in Jesus zu danken. Eine so verschlossene Gemeinde verlangte von Jesus selbst, daß er sich ausschließlich ihrem Gesetz unterwirft. Sie will nicht wahrhaben und anerkennen, daß er Gottes Sohn ist, vom Vater kommt; daß Gott sich selbst in ihm umsonst, gratis, aus Gnade mitteilt. Sie will sich das Kommen Gottes in ihre Mitte erleisten, erarbeiten, durch den Egoismus der Werkgerechtigkeit: „Du kannst mich doch nicht fallenlassen, wenn Du siehst, was ich alles für Dich getan habe.“

Sie hält auch weiter fest an der teuflischen Spaltung des „Wissens von Gut und Böse“. Sie verweigert den heiligen Tausch von Schuld und Unschuld am Kreuz. Sie tötet ihre eigene Lebensmitte: den Dank. Sie wehrt verstockt die Verherrlichung des Vaters durch Jesus ab.

Der dankend Zurückkehrende in der Gemeinde

Aber Gott erweckt unter uns immer wieder Menschen, die gerade dadurch, daß sie aus der Welt unserer *schlechten* Gesetzmäßigkeit ausziehen, dem Geheimnis unseres christlichen Lebens am nächsten sind. Sie erfüllen das Gesetz durch die dankende Rückkehr zum Ursprung des Heilseins mitten in der Gemeinde.

Von außen her gesehen mag diese Rückkehr der Dankenden zum Ursprung des wahren Lebens von der Gemeinde zuweilen wie ein Protest, eine Entfremdung, eine schmerzliche Trennung erscheinen und erfahren werden. In Wirklichkeit aber eröffnen sie unsere Nähe füreinander, sind sie ganz in den Dienst an der Gemeinschaft der Kirche verfügt.

Dieser *Dienst* ist und bleibt das Kriterium dafür, ob sie sich durch Verrat an der Danksagung entfernen, in die alte Spaltung von „Rein und Unrein“ zurückfallen *oder* kraft der göttlichen Liebe sich mitten unter uns von uns trennen: in die Tiefe der Gegenwart der göttlichen Liebe hinein, weil sie Zeichen unserer Einheit, der bisherigen Nähe Gottes unter uns sind.